Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 83 (2008)

Artikel: Freistaat Baden

Autor: Teuwsen, Peer

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-324939

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Freistaat Baden

Von Peer Teuwsen, Baden. Er ist Kulturchef bei der «Weltwoche».

So richtig bewusst, dass hier etwas Ungeheuerliches im Anrollen war, wurde mir etwa vier Wochen vorher, als ich an einem Geburtstagsfest einen netten Familienvater traf. Er hatte mir etwa eine Stunde lang die Vorzüge eines, genauer: seines Volvos geschildert (ich hatte ihn darum gebeten, weil mein altes Auto zum Sicherheitsrisiko geworden war), er hatte mir also von Ladeflächen, Zylindern und Airbags berichtet, als ich ihn fragte, was denn das eigentlich sei, dieses Fest, das da überall auf Plakaten und in Blumenbeeten angekündigt sei. In sein so fröhliches Gesicht zogen ein paar Wolken.

Er müsse verstehen, fügte ich schnell an, ich lebte erst vier Jahre in diesem Städtchen, zugezogen aus Zürich, was vor allem unter den Dortgeliebenen noch immer Unverständnis hervorrufe, aber, um es kurz zu machen, sei ich deshalb noch nie in den Genuss dieses Festes gekommen, das ja wohl nur alle zehn Jahre stattfinde, und verstünde auch nichts von dieser «Badenfahrt», die mir vollkommen fremd und überdies, ehrlich gesagt, wie jedes Volksfest auch suspekt sei.

Da vollführte der Mann, der doch die 50 schon hinter sich gelassen hatte, eine halbe Drehung, seine Arme gingen in die Luft, seine Augen begannen zu lachen und er sagte: «Die Badenfahrt? Das ist das Beste, was es gibt.» Er berichtete von der Spanischbrödlizunft, gegründet 1930, wo er Mitglied sei, und man habe diese Badenfahrt, organisatorisch gesehen, natürlich schon lange im Griff, «das werden die schönsten zehn Tage meines Lebens». Ich sagte nichts mehr. Er schon.

Es war dieser Ausbruch einer ungeahnten Kindlichkeit, der mir in der nächsten Zeit immer wieder in den Sinn kommen sollte. Denn wenige Wochen nach diesem Geburtstagsfest war das Städtchen, dessen Ruhe im Vergleich zu Zürich, von wo ich zugezogen bin, so wohltuend ist, da war dieses Städtchen plötzlich eine Baustelle geworden, keine mit grossen Baumaschinen, nein, eine mit vielen Menschen, die irgendwo am Boden lagen, auf einem Balken sassen, Kabel verlegten – es waren Einheimische oder zumindest Menschen aus der Gegend, die sich riesige Hütten bauten, die für die Ewigkeit gemacht schienen, auch wenn sie nur zehn Tage

halten mussten. Man soll das verstehen: Schliesslich wohnten die Erbauer in den nächsten zehn Tagen auch nicht mehr zu Hause – sondern in ihren Hütten. Und ein Badener will kein Wellblech.

Es war Vorfreude in der Stadt, ein ungekanntes Fieber, jeder erzählte dem andern plötzlich, was und wo er denn irgendwie beteiligt sei, da konnte niemand abseits stehen, und wer es dennoch wagte, zum Beispiel gewisse Bedenken ob dem drohenden Lärm zu äussern, der erntete einen mitleidigen Blick.

Und dann knallte es. An einem Freitagabend um sechs Uhr. Pulverdampf hing über der Abschussrampe Ruine Stein, dem Ort der grössten Demütigungen, die die einst so stolzen Badener je erfahren mussten. Es war hier, wo sie von den protestantischen Zürchern im 18. Jahrhundert besiegt und gezwungen wurden, das Schloss Stein um Stein abzutragen und damit die reformierte Kirche zu bauen. Obwohl kein einziger Einwohner in der Stadt reformierten Glaubens war.

Jetzt aber, an diesem Freitagabend im August des Jahres 2007, schossen sie zurück, die Badener – wenn auch nur in die Luft. Man erschrak und wusste: Jetzt gilts ernst. Und dieser Ernst sollte zehn Tage lang dauern, zehn Tage, in denen über dem Städtchen eine Spannung lag, als habe man alles unter Strom gesetzt. Die Bewohner sollten nicht mehr richtig schlafen, nicht mehr richtig wach sein können. Man schien dies von ihnen ganz selbstverständlich zu erwarten. Aber wer ist «man»?

Ich ging mit der Familie erstmal aufs Riesenrad, um das Ganze von oben anzuschauen. Es war, wie soll man das anders als platt sagen, gigantisch. Es war ein Meer von Menschen, Lampen, Düften. Und wenn man ins beengende Getümmel hinabstiess, sah man einen Mix aus Ikonen des Fortschritts, Eiffelturm, Napoleon, Einstein zum Beispiel, und dann sehr viele Restaurants, die meisten von stupender Einfallslosigkeit, aber auch interessante, eins, das hat mir sehr gefallen, denn da drehten sich die Gäste ständig um sich selbst, Essen im Karussell. Aber es war, auf den ersten Blick, ein bisschen viel Essen und Trinken, ein bisschen viel Lärm, ein bisschen viel Mensch.

Ich ging in meiner Betroffenheit runter an den Fluss, denn dort war mir im Vorfeld ein Restaurant mit dem Namen «Diandere» aufgefallen, weil es sich im Programmheft so ein wenig aggressiv vorgestellt hatte: «Wer sein eigenes Wort verstehen will, ist bei uns am richtigen Ort. Keine ohrenbetäubende Lautsprechermusik und keine Amateurband, die ihre Übungsstunden an der Badenfahrt absolviert.» Es war ein Floss, herrlich vom Limmatweg her anzuschauen, wie ein allabendliches Galadiner fürs Volk. Leider hatten sich aber diejenigen, die sich irgendwie nicht zum Volk zählen, schon im Voraus alle Tische reserviert.

Die Badenfahrt war so verwirrend, wie die Welt verwirrend ist. Die Installation der Sozialarbeiter neben dem Kebabstand. Und irgendwo stand immer der Werbe-

fotograf Michel Comte in einer weissen Lederjacke inmitten seiner Assistentinnen und schoss für sehr viel Geld schöne, bunte Bilder von diesem Treiben. Da wurde mir bewusst: Hier ist das Neue mit dem Alten verschränkt, die Badenfahrt ist eben auch ein Zürichfest, dieser völlig seelenlose Anlass, dem mit Hilfe der Pyrotechnik noch ein bisschen Leben einzuhauchen versucht wird.

Aber die Badenfahrt ist mehr als eine Versammlung von Menschen, die in selbst erbauten Hütten anderen Menschen Essen und Getränke verkaufen, damit alle zusammen für ein paar Stunden oder Tage vergessen, dass das Leben eigentlich anders ist. Nein, die Badenfahrt hat Geschichte, eine Geschichte, die viele Badenerinnen und Badener, wenn auch meist unbewusst, wie ein Schild vor sich hertragen. Ein Mythos, den man irgendwie verinnerlicht hat, ein Mythos, der einem die Gewissheit gibt: Wir gehören nicht wirklich dazu, nicht zu Zürich, nicht zum Aargau. Wir sind die, die dazwischen sind. Und da geht es uns gut.

Es war am zweiten einem späten Freitagabend, ich arbeitete hinter der Bar des Kultur-Restaurants «Bogen West», gut, arbeiten ist ein bisschen viel gesagt, ich liess ein paar Biere aus dem Hahn laufen und servierte einer Bande von Arthur-Andersen-Männern für 98 Franken acht Grappas und acht Espressi, weil's deren Chef so wollte. Aber, immerhin, den Grappa liessen die meisten einfach stehen. So läufts heute in der Wirtschaft, dachte ich.

Kurz, ich half hinter der Bar also ein bisschen aus, während andere wirklich viel zu tun hatten, weil alle diese spektakuläre Performance im hohlen Innern eines Pfeilers der Hochbrücke sehen und dazu noch vorher was Gutes essen wollten.

Als es also wie gewohnt ruhig war hinter der Bar, da kam ein fröhlicher Mann auf mich zu, er hatte schon ein bisschen was getrunken und erzählte mir, wie er gerade eine Millionenerbin vom rechten Zürichseeufer nach Hause geschickt habe. Die habe schlecht gelaunt am Tisch gesessen und ihn allen Ernstes gefragt, ob sie jetzt wirklich auch noch dieses Spektakel schauen müsse, ob es das wirklich wert sei, und das Essen, also ob das gut sei, sie wisse nicht. Da habe er, der sie schon lange kenne, gesagt: «Dann steig jetzt in deinen BMW X5 und verschwinde nach Zürich, so eine wie dich brauchen wir hier wirklich nicht.» Der Mann erzählte das mit einem grossen Lachen auf dem Gesicht und vorgerecktem Oberkörper, seine Tat hatte ihn glücklich gemacht.

Ich hörte weitere solche Geschichten der Unabhängigkeit, des Andersseins, des Unterschieds. Zum Beispiel wie die Aarauer 1998, als sie das 200-jährige Bestehen der helvetischen Revolution feierten, trotz staatlichen Subventionen in ein finanzielles Debakel geschlittert seien, und wie man gelacht habe in Baden über die Unfähigkeit der Hauptstädter, ein Fest zum Erfolg zu führen. Der Badenfahrt greife der Staat im Falle der Fälle eben nur mit einer Schlechtwetter-

garantie unter die Arme. Dass Baden auch im Kanton Aargau liegt, das war keine Erwähnung wert.

Oder wie eine Rakete an der letzten Badenfahrt einen Busch auf dem Schartenfels in Brand gesteckt habe und die Badener Feuerwehr unbedingt durch die Menschenmenge auf der Hochbrücke habe fahren wollen, um das Feuerchen zu löschen. Der Stolz hatte es nicht erlaubt, den Wettinger Mannen diesen Busch, der auf Badener Boden brannte, zu überlassen. Schliesslich musste man doch die Wettinger anrufen und ihnen den Busch kampflos überlassen. Es war einfach kein Durchkommen.

Ja, es waren zehn Tage, in denen einem die Stadt wie ein Staat vorkam, der, bar jeglicher Realität, sich selbst genug war, der Freistaat Baden. Ein Traum nur, das wusste jeder. Ein Traum, der auch nicht öfter als alle zehn Jahre geträumt werden soll. Aber ein Traum, wo man plötzlich von einem Mann untergehakt wurde, um zur Hymne «volare» auf der Holzbank zu schunkeln. Um danach zu erfahren, dass dieser Mann in einem anderen Leben Verwaltungsratspräsident zweier riesiger Schweizer Firmen ist.

Es war kurz vor Mitternacht, am Samstag, den 25. August, dem eigentlichen Schlusstag des Festes, als helle Aufregung die Kulturbeizler erfasste. «Rausstuhlen», hiess es. Und wie sie, gestandene Frauen und Männer, in respektablen gesellschaftlichen Positionen allesamt, Schlag zwölf Uhr alle die Köpfe zu den bunten Bildern am Himmel reckten, ihre Begeisterung in Ironie verpackten, da sah man nur die Kinder in ihren Augen, die sie alle geblieben sind. Und es war gut.